

Offener Schreibebrief von
Lizze Hanffengel.



No. 126. —
Wann en
Ding immer
is, dann is
auch schon
widder ebbs
annerfchter do,
wo mer sich
krumm un
schupp drüwer
ärgere kann.
Am mehrlache Trudel macht mich der
Philipp, was mein Hoßband is. De
ganze Tag hot er nids zu duhn als e
gute Zeit zu hen un Geld zu spende un
inlett, do hen er sich e wenig un sei Fa-
milie bekimmere deht, hodi er sich lieder
bei den Mäster Wedesweiler. Dort
kriegt er all die fuhliche Gedanke un
dann is noch e anneres Ding. Mäster
Gythor, ich blehme. Jhne auch e gutes
Deil for, was der Phil for fuhliche
Stoff duht. For instens, was hen Se
jeht for e Bismeh, ign zu bulldohse,
doh er nach Neijort gehe duht für den
Prinz Heinrich uffzuschreime. Ich
weil jo gut genug, doh Se sein ber-
tere Mann sinne könne, wie den Phil,
bitahs mit den könne Se keine von
Ihre Piephortrich tomphere, der duht
se all biete. Aומר dieselbe Zeit hot
er doch auch noch e anneres Bismeh,
als wie for Jhne zu schaffe, was Sie
ihn bezahle duhn, do kann er noch mit
die Espenzes for sein Schnuff in eine
Woch mit dehe; ich denke, doh er in die
erfste Lein un Pa un en Familievater
is un doh er do auch Dutties hot, wo
er zu tende muß. So en Tripp nach
Neijort kost e ganze Lattgeld un wann
Sie auch sage, Se dehte die Espen-
zes bezahle, dann glaud ich das noch
lang nit. Der Phil is for so ebbs zu
liberahl; mei, der is im Stand un
duht den Prinz un sei ganzes kraut
trie. Do gibt er nids drum, wieviel
es koste duht, aומר wann er widder
heim kommt, dann fidi er immer alles;
dann toht ihn die haushaltung zwiel
un die Buwe bereite zu viel Stoff un
das all un ich hen's wie mer uff deilich
sage duht alleins auszufresse. Wann
Se widder emol for en Schapp hen,
Mäster Gythor, schide Se mich doch
Wort; ich Se, ich sin doch ebder in
die haushaltung zu spere un dann
noch e anneres Ding, ich sin auch nit so
edspensif. Un dann dehe Se emol
for en Baiter mit so en Mann! Wei-
ber Phil hot noch nit genug Sens,
dran zu dehe, doh er auch en edstra-
Koller mitnehme muß. Wann der
weil, doh sei Schnuffbads gefist is
un er hot e paar rothe Henterfchiff,
dann deht er, er hot zu alles getend.
Doh Kohrs, wann ich auch nit gegliche
hen, doh er den Tripp gemacht hot,
jo hen ich doch nit zugezwine, doh er wie
fo en Bettelbud, wo sei Baiter un sei
Mutter hot, ganse is; ei tell juh, ich
hen ihn in greht Schey uffgestich un
ich sin schuhr, wann er immer daju
tend, doh er in diefente Schey hot,
dann qudt er so sein wie der Prinz
Heinrich. Een Ding hot mich auch nit
gefalle, doh er bei alle Miens den
Johanne mit nach Neijort hot nemme
wolle. Jekt bitt ich Jhne un einiges,
was soll de arme Bud dort duhn? Es
deht doch noch keine Stunde nemme,
dann hätt ihn der alte Fiel verlore.
Ich hen ihn pramiis gemeh, doh ich
den Bud alleins nach Neijort schide,
sobald er mich bei e Tellegraff Messelich
das Wort schide. Mäster Gythor, ich
hen do en Schlem un wann Sie mich
nit emeg gewinne wolle, dann will ich
Jhne sage, was es is. Ich hen die Gi-
de, den Bud mit alleins gehn zu lassen,
sondern mit ihn zu gehn. Ich hen
dann doch mehrie auch e Fichens, den
Prinz zu seh un es is doch immer
ebbs schön, wo mer lang riemere-
bere kann. Ich sin schuhr, der Prinz
hätt auch gegliche, mich zu seh, denn
ich sin doch noch immer e ganz out-
quidige Frau. Seit der Philipp fort
is, do weil ich gar nit mehr, was ich
mit meine Zeit anfangen soll. Ich sin
schon Morgens um zehnlür mit meine
ganze Arbeit fertig un do kann mer
seh, doh so en Mann in den Haus
immer die größte Unordnung mache
duht. Ganz perkedler den Philipp
den muß ich immer nachgeh, wie so e
kleines Behdie. Alles läht er liege un
nids kann er an sein richtige Plah
duhn. Die Redte schmeiht er ge-
wöhnlich in die Bettrie, sein Koller
sind ich als e Kuhl in den Kobleul
Stohf, sei Schnuffbads liegt als e
Kuhl unner den Bett un so fort un
do lenne Se sich dehe, was das for en
Trudel is, bis ich all sei Gelumps zu-
samme gefucht hen. Jekt wo er fort
is, do hen ich gar nids mehr zu duhn
un ich gehn gewöhnlich schon so um 11
Uhr for e Minntt ebder zwei zu die
Wedesweilern un wann ich dann so
um zwei Uhr heim komme, dann hen
sich die Kids schon was for Dinner ge-
facht un sin auch widder in die Schul
un do kann ich ganz schön ebder zu
die Wedesweilern gehn. So hen ich
e ganz schönes Lewe. Aומר ich muß
Jhne doch noch emal eins verzehe,
was der Wedesweiler for en miener
Kerl is. Do sin ich auch uff en Obnd
bei den Missus Wedesweiler gewese un
mer hen in ihren Sittenrühm gefosse
un hen un allerhand verzeht. Es is
schon fast e Uhr gewese un ich hen
schon dran gedekt heim zu gehn. In
den Salubn do is es arig lebhaft zu-
gange un ich hen e paar mol gehört,
wie unser Name gemeinsend is wor-
de. Erad hen ich mei Klapp umge-
hängt, do is der Wedesweil in den
Raum komme un hot gefagt: „Sch,

Lizze, komm emol in den Bahrrühm,
die Schenelmannen wolle dich emol
seh un haudduh zu dich sage.“ Ich
hen off Kohrs nit gewollt, aומר er
hot so lang an mich getest, bis ich
ganze fin. In den Bahrrühm is al-
les doll Mennohoffs gemese. Wie ich
inselt sin komme, do hen se all gestappt
zu tahl un ich denke, se hen gelaunt,
ich war die Kerrie Kehden. Do fagt
aומר der Wedesweil: „Schenel-
mannen, dies hier is die Frau von un-
ser berühmte Mitterger, den Philipp,
wo nach Neijort is un den Prinz Hein-
rich miete duht.“ Do hen se all Hurz
gehallert un der Wedesweil hot ge-
sagt: „Schenelmannen, was nemmt
ich an die Lehdie?“ Do hätte Se a-
ומר emol seh solle, wie die Fellerich
do zugriffe hen. Jeder hot ebbs ge-
nomme un ich hätt nie nit geentt, doh
die Mennohoffs so hostlich sein kon-
te. Wie se den Drint gepodt hätte,
hot mich der Wedesweil zugewiff-
perrt, ich nicht anstendhalber noch
emol uffsehe un do hen ich gedentt,
wider dann go eheit, e paar Sents mehr
oder weniger duht auch nids aus-
mache. Wie ich widder in den Sitten-
rühm gewese sin, hot mich der Wedes-
weil en Schlip gewone un do hen ich
gesehn, doh die zwei Triets sechs Dal-
ler gefot hen. Ich sin fast uff de
Budel gefalle. Do kann mer seh,
was der Wedesweil for en Feger is.
Aומר wann der Philipp widder heim
temme duht, derf er mich kein Schrit
mehr zu die Wedesweil mehr duhn.
Mit beste Kiegards

Zuhrs trulie
Lizze Hanffengel.

Die Stiefmutter.

Aus dem Ungarischen von S. D. Budai

Lorenz Gathy, ein wiederer Guts-
besitzer auf dem Lande, verlor seine
junge Frau. Die Todte wurde be-
weint und zur letzten Ruhe gebracht.
Ein zartes, hübsches Anablen war
ihre Vermächtnis an den Gatten.

Eine ältere Verwandte der Verstor-
benen nahm nach dem Begräbnis das
Kindlein auf den Arm und liebste
es nützlich. Sie hatte sich
noch nicht genug ausgeleert.

„Mein armes Würmchen, was wird
aus Dir werden? Verderben muß
Du un zu Grunde gehen ohne müt-
terliche Fürsorge.“

„Gabe keinen Kummer,“ sagte Lo-
renz, „ich werde den Knaben zu ein-
waderen Manne erziehen.“ Dabei
nahm er den Säugling auf den Arm
und küßte sein zartes rothes Gesichts-
chen. „Fürchte nichts, Sohnlein,
Deine Mutter ging weit fort, aber sie
kommt wieder. Du wirst nicht ohne
Mutter sein.“

„Nur, daß es keine gute Mutter
sein wird, lieber Vetter.“

„Ich werde ihm eine gute Mutter
wiedergeben.“

„Dann geh auf den Friedhof un
grabe sie aus, wenn Du so mächtig
bist! Die gute Mutter liegt in der
kühlen Erde, sie ist fort für immer,
und die Du dem Knaben bringen willst,
wird nur eine Stiefmutter sein.“

Lorenz antwortete nicht, nahm aber
sein Kind und fuhr nach der Haupt-
stadt, wo er den Kleinen ließ. Ver-
schlossen, wie er war, sprach er zu
Niemand davon und es frug ihn auch
Niemand darüber, was mit dem Knaben
geschehen und bei wem er ihn zu-
rückgelassen. Gleichgültig zudte man
die Achseln und meinte: „Er wird das
Kind irgendwo in gute Pflege gegeben
haben.“

Nach zwei Wochen war er aus der
Hauptstadt heimgekommen und nach
weiteren zwei Wochen hatte er die
Richte des herrschaftlichen Gutsver-
walters, eine schöne, junge Wittve,
gekehrtet. Auch darüber wurden
die Achseln gezuckt. „Das Kind hat
er bei Seite geschafft — dieser Gathy
ist doch ein recht schlechter Mensch.“

Und im nächsten Frühjahr besuchte
die junge Frau ihren Gatten mit ein-
nem Kinde, auch einem Knaben.

Die Wöchnerin war noch bettlägerig
und wieder fuhr der Gatte mit dem
Kindlein in die Hauptstadt und atm
ohne daselbe zurück. Die Leute im
Dorfe rissen die Augen verwundert
auf. Was soll denn das heißen? Ge-
stern brachte es der Storch und heute
führt es der Vater fort. Man raunte
sich allerhand zu, flüsterete geheimnis-
voll, rieth hin und her, was der Gathy
mit den beiden Kindern gemacht, ob
er sie wirklich in die Stadt oder viel-
leicht ganz no anders hingegeben.
Aberhand Märchen kamen in Umlauf.
Die junge Frau verweigerte fast,
drohte mit Gericht, Geßch und Schei-
dunge und verlangte ihr liebes Kind
zurück. Bald zürnte sie, bald flehte
sie knechend und beschwor den Vater
bei allem, was ihm heilig ist: „Gieb
mir mein Kind zurück!“ Aber der
seltsame Mensch ließ sich nicht er-
weichen.

„Das Kind ist gut aufgehoben“,
antwortete er, „und Du wirst es einst
bekommen.“ Laß das Weinen und
Jammern, denn das nützt nichts. Ein
Gelübde zwingt mich Schweigheit
auf. Ich schwor es bei der Leiche mei-
ner ersten Frau un werde es nicht
brechen.“

So vergingen fünf Jahre, aber un-
gegährt blieben die Tausende von
Tränen, welche die Mutter um ihr
Kindlein vergoß. Keine Bitte, keine
Frage half etwas, der „grausame“
Vater hielt fast und gefühlos wie
ein Stein. Er ging wohl öfters in
die Stadt un wenn er heimkam, da
sagte er zu seiner Frau, die beiden

Kinder seien wohl, aber sonst nichts.
Im fünften Jahre aber sagte er:
„In acht Tagen feierst Du Deinen
Geburtsstag. Bereite Dich vor, koste
und bade, denn es giebt diesmal ein
großes Fest. Ich reife übermorgen in
die Stadt un bringe die beiden Knaben
heim.“

Die Frau fiel mit einem Freuden-
ruf dem Manne um den Hals; er
hatte ein erlösendes Wort gesprochen.
Die ganze bittere Qual der fünf ver-
floffenen Jahre war vergessen. Und
doch hätte sie mit den Kleinen wäh-
rend dieser fünf Jahre so viele glück-
liche und schöne Stunden verleben
können! Gerade die ersten Jahre des
Kindes knüpfen ja das Liebesband
um die Gatten so fest! Die Liebenden
lieben sich noch mehr und die sich nicht
aus Liebe gehetrahete, lieben sich jetzt.
Das macht das Kind! Wie viel
Freude, wie viel Wärme und Glück
bringen diese ersten Jahre!

Wer kennt nicht die Freude, wenn
man sieht, wie das Kindlein geistig
entwicket, die Gegenstände seiner
Umgebung nach und nach zu erkennen
beginnt, wie es zu begreifen anfängt,
die ersten Begriffe verknüpft und die
ersten Worte stammelt. Und wenn es
dann reifer geworden und durch seine
findlichen Aeußerungen entzündt, Feuer-
herungen, die ein Erwachsener nie zu
erwinnen vermag, so naht und doch so
wichtig sind sie. Ich kannte ein Kind,
das sich einst das Kleid beschmugte
und rief: „Mama, ein anderes Kleid-
chen,“ und als es einst fiel und sich
das Näschen zertrat: „Mama, ein
anderes Näschen!“

Ein Kind bringt Lebenslust in's
Haus, die heiteren Stimmungen ver-
danken wir dem Kinde. Und gerade
um diese ersten fünf Jahre wurde die
Mutter durch Lorenz gebracht. Doch
jezt vergaß sie Alles und wie froh war
ihm un's Herz, als eines schönen Ta-
ges eine Kutsche vor dem Hause hielt
und zwei liebste Jungen aus dem
Wagen sprangen und lustig in das
Zimmer stürzten. Der arme Frau
wollte fast das Herz springen. Vor
Freude lebend lieh sie den Kindern
entgegen und schloß sie Beide an die
wogende Brust. Wie ein Blitz slog
ihre Bild von einem zu dem andern.

„Mama!“ rief der Eine und warf
sich an ihren Hals. Und „Mama!“
rief der Zweite, sie umfangend. Wes-
sen Kuf war süßer? Frau Gathy er-
schrak, denn sie wußte es nicht. Ihr
Mann nannte den einen Knaben Fritz,
den andern Paul. Beide sahen sich
ähnlich, Größe und Haltung waren
gleich. Sie waren gleich entwicket,
denn ihr Altersunterschied betrug kein
volles Jahr.

Die Frau zog ihren Mann bei
Seite und frug: „Welcher ist mein
Sohn? Sag es mir!“ Aber Lorenz
lächelte nur.

„Wie törricht bist Du doch! Lieh
ich ja darum die Knaben in die
Fremde erziehen, damit Du nicht
wissest, welcher Dein Sohn sei, weil
ich will, daß Du sie Beide gleich lie-
best!“

„Mensch, bedente, was Du thust!“
„Ich habe es wohl bedacht, Du aber
sei ruhig. Wenn sie groß un zwanzig
Jahre geworden, dann wirst Du
erfahren, wer von Beiden Dein Sohn
ist.“

Auf diese Weise blieb der Frau
nichts übrig, als die beiden Kinder
gleich zu lieben, für beide mit dersel-
ben Zärtlichkeit Sorge zu tragen.
Aber das Mutterherz ruht nicht und
sinn, forscht, grübelt un rüestet sich
zum Angriff. Sie betrachtete die
Kinder, wenn sie wachten und wenn
sie schliefen, sie spähte in ihrem Trei-
ben nach Jagen, die den ibrigen ver-
wandt wären, stellte den Einen und
dann wieder den Anderen vor den
Spiegel, stellte Vergleiche an und oft
glaube sie das Rätsel gelöst zu ha-
ben. „Das ist mein Kind!“ dachte sie
dann, aber bald fand sie, daß Fritz
dieselben Eigenschaften habe, wie
Paul, und stand wieder auf dem alten
Fiede.

Und sahe ihr denn das Mutterherz
nichts? Nein! Die Dichter singen
mar seit uralten Zeiten schon von der
Weisheit des Mutterherzens, aber hier
bewährte sie sich nicht.

Inzwischen wurden aus den Kin-
dern zwei stattliche Jungen, die drab
und tüchtig lernet. Auch ihnen war
es schon bekannt, daß einem ihre gute
Mutter bloß Stiefmutter sei, aber
jedder hielt sich für den leiblichen Sohn
und den anderen für das Stiefkind.
Es war ganz gut so. Einft wurde
aber der Vater krank, und diesen Um-
stand wollte die Mutter ausnützen, um
endlich die Wahrheit zu erfahren.

„Zeig mir doch meinen Sohn, sei
so gut, sei harmlos, mein lieber
guter Mann!“ schmeichelte sie dem
Kranken. „Ich schmöre es Dir bei
Gott und beim Anbeken an meine
verstorbene Mutter, daß ich das Ge-
heimniß bei mir behalten werde. Mein
Stiefkind soll es nie erfahren und von
mir stets mit der gleichen Liebe behan-
delt werden.“

„Gut, liebe Frau! Ich glaube Dir,
da Du es beschwörst,“ sagte der Gatte
eben, als Paul in's Zimmer trat.
„Das ist Dein Sohn,“ flüsterete er
ihm zu.

Die Mutter lief auf den Knaben
zu, umarmte und küßte ihn, legte sein
Köpfchen auf ihren Schoß, streichelte
sein Haar und küßte ihn wieder und
wieder.

Zu Mittag erhielt schon Paul den
schönen Apfel und zum Nachmit-
tagskaffee fiel ihm ein größeres Stück
Kuchen zu als Fritz.

Abends als die Knaben im Garten
Ball spielten und eine Fensterleuchte
einschlügen, sagten sie, dies habe der
Wind geblen, aber die Mutter kam
bald dahinter, daß es Fritz gewesen,
während in Wirklichkeit Paul der
Missethäter war. Das ging so alle
Tage fort und Herrn Lorenz entging
es nicht.

„Si, ei, liebe Frau!“
„Du wünschst?“
„Lachen muß ich. So seid ihr Alle.
Nur eine Saite schlug ich in Deinem
Herzen an und sofort erschien die
Stiefmutter auf der Scene. Die
Probe ist also mihlungen.“

„Welche Probe?“
„Mit den Kindern. Ich nahm mir
vor, Dir den als Deinen Sohn zu be-
zeichnen, der zuerst in's Zimmer tritt.“
„Du Ungeheuer!“ schrie die Frau
wild auf. „Du hast mich also betro-
gen!“

„Möglich! Aber Du hast mir zu-
geschworen, beide gleich zu lieben und
jezt vernachlässigst Du Fritz und ver-
schwendest alle Deine Zärtlichkeit an
Paul. Du bist soral.“

Die Frau sank auf einen Stuhl
und vergrab ihr Gesicht in den Hän-
den. Sie war vernichtet. Und seit-
dem frug sie ihren Mann nie mehr
darüber, wer von den beiden Knaben
ihre Sohn sei, sich damit tröstend, daß
ihre das zwanzigste Jahr derselben
Geheimniß bringen werde.

Die Jahre vergingen. Wenn die
Bäume im Garten ihren Blätter-
schmuck verloren und Herbstwinde
durch's lahle Laub fuhren, wurden
die Knaben in die Stadt zur Schule
geschickt und wenn es wieder zu grü-
nen und zu blühen begann, kamen sie
wieder zurück. So ging es jahre-
lang. Aber einst kam ein Jahr, als
die Knaben doch nicht heimkehrten.

Das kam so. Einest Tages trat
ihre Professor in das Lehrgimmer mit
feierlicher Miene und der Petzel, der
sonst dem Lehrer die Bücher nachtrug,
brachte diesmal eine Menge Gewehre
und leuchte unter der Last.

„Meine jungen Freunde“, sagte der
Professor, „legt jezt die Bücher bei
Seite. Schwere Zeiten sind angebro-
chen, und das Vaterland ist in Ge-
fahr. Wer von Euch ist im Stande,
ein Gewehr zu tragen? In der Noth
ist das Gewehr leicht!“

Und alle konnten es traosen. Die
ganze Klasse zog ins Feld, auch Fritz
und Paul; der Professor führte sie.

Im Kreize fiel Paul und nur Fritz
kehrte heim. Geth gab, Gott nahen
den Andern. Auch die Mutter be-
trauhte sich nach und nach. Wie wenn
bei am Leben Geliebte gerade ihr
Sohn wäre? Oder ist es der Gesal-
lene?

Der Gatte verrieth noch immer
nichts und doch war es schon das
zwanzigste Jahr. Einest Tages trat
er aber in's Zimmere seiner Frau und
sagte mit feierlicher Stimme: „Heute
haben wir einen denkwürdigen Tag.“

„Welchen denn?“ frug sie gleich-
giltig. Sie nähte eben an einem
Weißzeug.

„Heute hat unser zweiter Sohn sei-
nen zwanzigsten Geburtsdag.“

Ihr Herz erbeute. Ihr Gesicht
glühte und entfarbte sich wieder. Lei-
chenblasse bedeckte es.

„Was willst Du?“ frug sie beküm-
men und zitterte.

Lorenz zog ein Bündel Alten her-
vor. „Mein Versprechen will ich ein-
lösen. Du hast ein gutes Recht zu
erfahren, wer Dein Sohn ist. Du
sollst es jezt hören.“

Die Frau sprang aber auf und
legte ihm ihre Hand auf den Mund.
„Kein Wort! ich will es niemals
wissen!“ Sie streichelte ihm mit der
Hand die Stirne und war wehmüthig
bewegt. „So gehst dieser Sohn we-
nigstens zur Hälfte mir.“

„Du hast Recht, liebes Weib. Aber
was soll ich mit diesen Dokumenten
machen?“

„Verbrenne sie, ich bitte Dich!“

Im Kamin brannte es. Er warf
die Papiere hinein, es zischte und bald
waren sie verzeht.

„Jekt verrieth es keine Schrift mehr
und nur Du kennst das Geheimniß,“
flüsterete sie, „mein guter, edler
Mann!“

„Ich weiß es zwar auch, aber
da die Frau es nicht verrothen haben
will, darf ich es dem Leser nicht an-
vertrauen.“

Zürstenerberge unter Hammer.

Räume, die „Geschichte machen“ sahen.
Philippine Welcher's Liebestraum.

In Augsburg gerieth das berühmte
alte Hotel „Drei Mohren“, nachdem
sein letzter Besitzer vergeblich ver-
sucht hat, es über Wasser zu halten, unter
den Hammer. Das ist ein tiefer Fall
für ein Haus, das eine Jahrhunderte
alte Geschichte hat, die bis in die spä-
t mittelalterliche Glanzzeit Augsburgs
zurückreicht und das oftmals in seinen
Räumen hat „Geschichte machen“ sehen.
In ununterbrochener Reihe sind Jahr-
hunderte lang hohe und berühmte Per-
sönlichkeiten dort ein- und durchge-
zogen. Zu Hof und in Säntien kamen
sie Anfangs, umgeben von Schwärmen
von Trabanten, in schweifenden
Reifenwagen fuhren sie später vor, die
„linke“ Hof, voran eilende Spezial-
kurieren, kam dann angetroffen, bis zuletzt
die Eisenbahn die illustren Gäste her-
führte. An dem Zuge Dorer, die dort
gestartet haben, kann man die Staaten-
und Kulturgeschichte von ein paar hun-
derten Jahren verfolgen.

Blätter man in Augsburgs Ge-
schichte, so stößt man immer auf den

Namen der Fugger. Und so auch hier.
Anno 1512 bis 15 ließ Jakob Fugger
am Weinmarkt, der jegigen Maximilian-
anstraße, zwei großartige Häuser
aufführen. Neben ihm kaufte einige
Jahre später ein anderer Augsburgs-
Handelsherr, Hans Herwart, ein Haus,
das jezige Hotel drei Mohren. Der
Weinmarkt war zu jener Zeit die
Stätte der üppigen Feste, als Reiter-
und Ringelspiele, der glänzenden, tag-
langen Volksbelustigungen. Ament-
lich Anno 1547 auf dem großen Reichs-
tage nach dem Schmalkaldener Kriege
ging es dort hoch her, und es ist nicht
ausgeschloffen, daß Kaiser Karl der
Fünfte im Herwartischen Hause zu
Gaste gewesen. Auch jenes Liebesidyll
wird sich in diesem Hause abgespielt
haben, in dem Erzhertzog Ferdinand
und die schöne Philippine Welcher die
Akteure waren, denn die Herwartin ist
die Base der liebrenden Patriezier-
tochter gewesen. Vielleicht hat das edle
Paar hinter den Fenstern des Hauses
gesessen, und inebd branten ein neu-
artiges Reiterpiel, in deren Erfindung
die Augsburgs als Meister berühmt
waren, aller Aufmerksamkeit fesselte,
sind zwischen den beiden jungen schö-
nen Menschenkindern die ersten zün-
denden Funken hit und bergegangen.
Im Jahre 1560 kaufte Jakob Fugger
des Nachbarn Herwart Haus und
führte 1566 zum erstmal hohen Gäste
hinein; Kaiser Maximilian nahm dort
Wohnung, der sich in der Folge nach
seinem Worte nirgends so wohl fühlte
als in Augsburg, und so häufig dort
einkehrte, daß er scherzend der Bürger-
meister von Augsburg genannt ward.
Kun gilt es einen großen Sprung,
bis 1723. In diesem Jahre erwarb das
Haus, das vorher durch eine Feuers-
brunst zum Theil zerstört worden war,
der Bürger Andreas Wähl, der es in
einen Gasthof umgestaltete. Damit
beginnt die Geschichte des alten Hauses
als wirklichen Gasthofes. Dem Ge-
schmade der Zeit entsprechend, die auf
die Wirkthätigkeit, wenn nicht den
Namen von Kaisern und Königen,
oder möglichst reichenden Thieren, gern
etwas Groteskes setzte, ward das
Haus „Zu den drei Mohren“ genannt.
Der Anreiz zu dieser Wahl lag nahe,
denn der Anblid von Mohren war in
den Strahlen der alten Handelsstadt
Augsburg schon im 16. Jahrhundert
fast könnte man sagen, ein gewohnter.
Manch Schwarzer kam in den Waaren-
zügen der großen Handelshäuser von
der Levante nach Augsburg.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts
beginnen die Aufzeichnungen von der
Ankunft „hoher und höchster“ Per-
sonen sich zu häufen. Augsburg war
noch immer die alte Reichsstadt, wenn-
gleich sie schon mehr von früherem
Glanz und Ruhm zehrite. Aber sie
barg viele Sehnenswürdigkeiten.

Im Juli 1792 entstand mit einem
Male emsige Thätigkeit im Hause,
denn der Kaiser ward erwartet, und
richtig stieg eines schönen Tages Kaiser
Franz der Zweite mit seiner schönen
Gemahlin Maria Theresia aus der
Kutsche und ließ sich's drei Tage wohl
sein. Das waren Freudentage für die
Bürger, die den Kaiser und seine Frau
gern hatten und ihn auf alle Weise zu
ehren suchten. Drei Jahre vorher
übrigens war ein anderer Mann in
Augsburg gewesen, auch ein Kaiser in
seiner Art, doch verzeichnet dessen
Namen kein Blatt in dem alten Frem-
denbuche der „Drei Mohren“. Das war
Se. Excellenz der Herr Staatsminister
Johann Wolfgang von Goethe. Se.
Excellenz hielt sich damals ganz reter-
viret, er besuchte wohl die Stadt,
machte aber keinen weiteren Besuch als
bei Paul v. Stetten dem Jüngeren,
dem Verfasser der bekannten Kunst-
geschichte. Welche Namen, wenn man
von der Gasthofsgeschichte Augsburgs
spricht!

Doch weiter. Das Jahrhundert
geht seiner Wende zu, und es beginnen
die Kämpfe des napoleonischen Zeital-
ters. Napoleon selbst ist nicht in den
„Drei Mohren“ abgestiegen, als er im
Oktober 1801 in Augsburg war, son-
dern droben in der bischöflichen Besen-
zang am Dome. Dafür hat aber so
mancher seiner Generale in jenem
Haus sein Haupt zur Ruhe gelegt,
wohl als hoher, wenn auch von der
Stadt nicht gern gesehener Gast. Denn
ein solcher „Besuch“ bedeutete jedesmal
einen bösen Ueberlaß für den Stadt-
fidel, wie Anno 1800, als der General
Lecourbe da war. Damals zahlte die
Stadt nicht weniger als 900,000 Fr.
Kontribution, das Domkapitel 300,000
Fr., die Geistlichkeit 150,000 Fr., ne-
ben ungeheuren Naturalienlieferungen.
Höfischer Glanz verbreitete sich wie-
der in dem alterthümlichen Hause am
Weinmarkt gegen Ende des Jahres
1805, als die Kaiserin Josefine dort
Wohnung nahm, um Tags darauf
nach München weiter zu reisen, wohin
Napoleon sie gerufen hatte.

Ende December dieses Jahres 1805
verzeichnet das Fremdenbuch wiederum
die Vorzeichen eines bedeutamen Er-
eignisses. Am 21. dieses Monats stieg
bort der turcoberische Major v. Haus-
mann an, wozu das Buch sagt, der
Major sei gekommen, „um unsere freie
Reichsstadt im Namen des Kurfürsten
von Bayern militärisch zu besetzen“.
Und in der That, das Ende von Augs-
burg als freie Reichsstadt war da, und
wieder sind es die „Drei Mohren“, die
bei der Einfurgung der alten Reichs-
freiheit eine gewisse Rolle spielen. Das
war am 3. März 1806. Nachdem die
bayerischen Kommissare vollzogen wa-
ren, zog man einträchtiglich in die
„Drei Mohren“ und hielt dort zur

Feier des Tages ein großes Banquet!
Vier Jahre später fällt wieder eke-
gante Gesellschaft hoher Damen die
Räume des alten Hauses. Marie Luise
ist, die österreichische Erzherzogin,
die am 19. März 1810 in großer Be-
gleitung nach Paris reist, um den Plag
der verwiesenen Josefine an der Seite
des weltgelebenden Kaisers einzuneh-
men. Dieser Besuch erinnert uns an
den einer anderen österreichischen Erz-
herzogin, die gleichfalls nach Paris
gehend, hier Kasi machte. Es war dies
Marie Antoinette, die sich Ende April
1770 in Augsburg aufhielt.

Von nun an, seit Augsburg bayeri-
sch geworden, erschienen die Könige
von Bayern auf den Blättern des
Fremdenbuches der „Drei Mohren“,
zum ersten Male König Max, am 6.
November 1808. Nun ist jezt lang
ein Kommen und Gehen von Diplo-
maten und Militärs. Die neuen
Kämpfe gegen Napoleon machen die
Herrschäften reisen, und das Fremden-
buch füllt sich mit ganzen Listen von
historischen Namen, zumal als man
zum Kongreß nach Wien ging. Da
lesen wir Metternich, Castlereagh, Can-
ning, Wellington, Talleyrand u. s. w.
Wald aber geht es in ungleicher Fahrt
wieder durch, abermals nach Frank-
reich, wo der Corse, ohne sich an den
feierreichen, glänzenden Kongreß in
Wien zu kehren, wieder erschienen ist;
da reist sogar Kaiser Franz der Erste
mit seiner Gemahlin durch Augsburg
und übernachtet in „Drei Mohren“.

Und dann, als der hartnäckige Ruhe-
störer in Frankreich endgiltig abgethan
war, dann beginnt der Durchzug Der-
rer, die von seinen Gnaden Könige
und Fürsten gewesen waren, und der
Wirth von „Drei Mohren“ beerbergt
jezt Jerome, der seine Lustigkeit ver-
loren hat, den Grafen von St. Leu,
Fouché, der sich Herzog von Otranto
nannte, den Grafen Waleriski, einen
natürlichen Sohn Napoleons, Gustav
Wasa u. s. w. u. s. w. Es ist ein Zug
Vertriebener, Entthronter und Ver-
bannter.

Dann kommen, in den folgenden
Jahrgangten, viel edle Größen, deren
Trone aber zerstört worden standen. Da
kommen Feuerbach, Lamartine, Wal-
ter Scott, er hat bei sich Tochter
und Neffen, einen Kaiser und drei Diener,
geht von Neapel nach London und,
ganz genau, nach Abbotsford, es kommt
Paganini mit einem Sekretär und zwei
Dienern, Spontini; Umland steigt in
Augsburg ab, der vielleicht mit den
Redakteuren der „Allgemeinen Zeit-
ung“ in der stillen Karmelitergasse zu
thun hat.

Wir blättern weiter in dem uner-
schöpflichen Fremdenbuche und stoßen
wieder auf ein historisches Ereignis.
Es ist der Juli 1866. Eine ganze An-
zahl Gefandter beim deutschen Bots-
bestaube versammelt sich in „Drei Moh-
ren“, den anrückenden Preußen in
Frankfurt am Main Raum gebend.
Es ward nun eine zeitlang eine emsige
Thätigkeit entfaltet, doch vergebens,
der Deutsche Bund wollte sich nicht
mehr beleben lassen und so waren denn
die Wenigen, die schließlich noch dage-
blieben waren, Zeugen, wie er am 24.
August samt entließ. Das war wieder
in „Drei Mohren“.

Jezt find wir in der Reuzzeit, und
der Gasthof ist zum Hotel geworden,
aber eriten Ranges, denn er hatte seine
lebendigen Traditionen. Und wenn
nun auch die Eisenbahn vom Strome
der Reisenden manchen berühmten
Gast an Augsburg vorbeiführte, so gab
es doch immer wieder noch einmal
glänzende Tage. So stieg der alte
Kaiser Wilhelm gern in den „Drei
Mohren“ ab, und das bedeutete jedes-
mal ein Fest für die Bewohner Augs-
burgs, die sehr kramme Reichsdeutsche
geworden waren, weit betenknich-
müthigere als die Münchener, bei denen
nun die großen Männer zu Gaste find.

Das letzte Mal kam Kaiser Wilhelm
kurz vor seinem Lode in das alter-
thümliche Haus, und damals war die
Maximilianstraße der Boden ebenfo
bewegten Treibens wie vor mehr als
dreihundert Jahren, da Karl der
Fünfte auf das Getümmel des Wein-
marktes aus dem Fuggerhaufe bernie-
berschaute.

Auch Kaiser Friedrich war ein en-
thuasiatisch begrühter Gast in „Drei
Mohren“ und „der Kronprinz“, der
außerordentlich beliebt war, ist gefeiert
und bejubelt worden, wie kaum ein Be-
wohner des Hauses je zuvor.

Nun aber wird es stiller und beschei-
dener in den „Drei Mohren“. Die
große Zeit ist endgiltig vorbei, so sehr,
daß schlimme Tage für das Haus sa-
men. Wie Augsburg überhaupt redt
bei Seite liegen gelassen ward vom
großen Verkehr, das spürten am ehesten
die „Drei Mohren“. Der Besuch
war gering, man fühlte sich nicht mehr
recht heimlich und das hat das Haus
schließlich dorthin gebracht, wo es jezt
ist, und die Leute, die einen Sinn für
seine vergangene Größe haben, sind
traurig und zerbreden sich die Köpfe,
wie sie die Katastrophe, die es endgiltig
seines Ranges zu entkleiden döt, ab-
wenden.

Schon einmal ist ein Konfortium
zusammengetreten, vor einer Reihe von
Jahren, und hat das Hotel vor dem
Eingehen gerettet. Es kann zu dem
Sehnenswürdigkeiten Augsburgs ge-
zählt werden, aber merkwürdig, es ist,
als wollte es sich Denen ganz zugese-
len und mit ihnen den historischen
Schlaf schliefen. Es ist, als ob sein
Geist müde geworden wäre und neue
Ruhe haben wolle, inmitten seiner
Jahrhunderte alten Erinnerungen zu
schlummern. . .